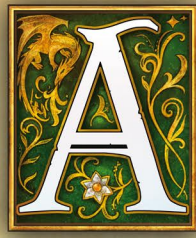


DIE
LEGENDEN
VON

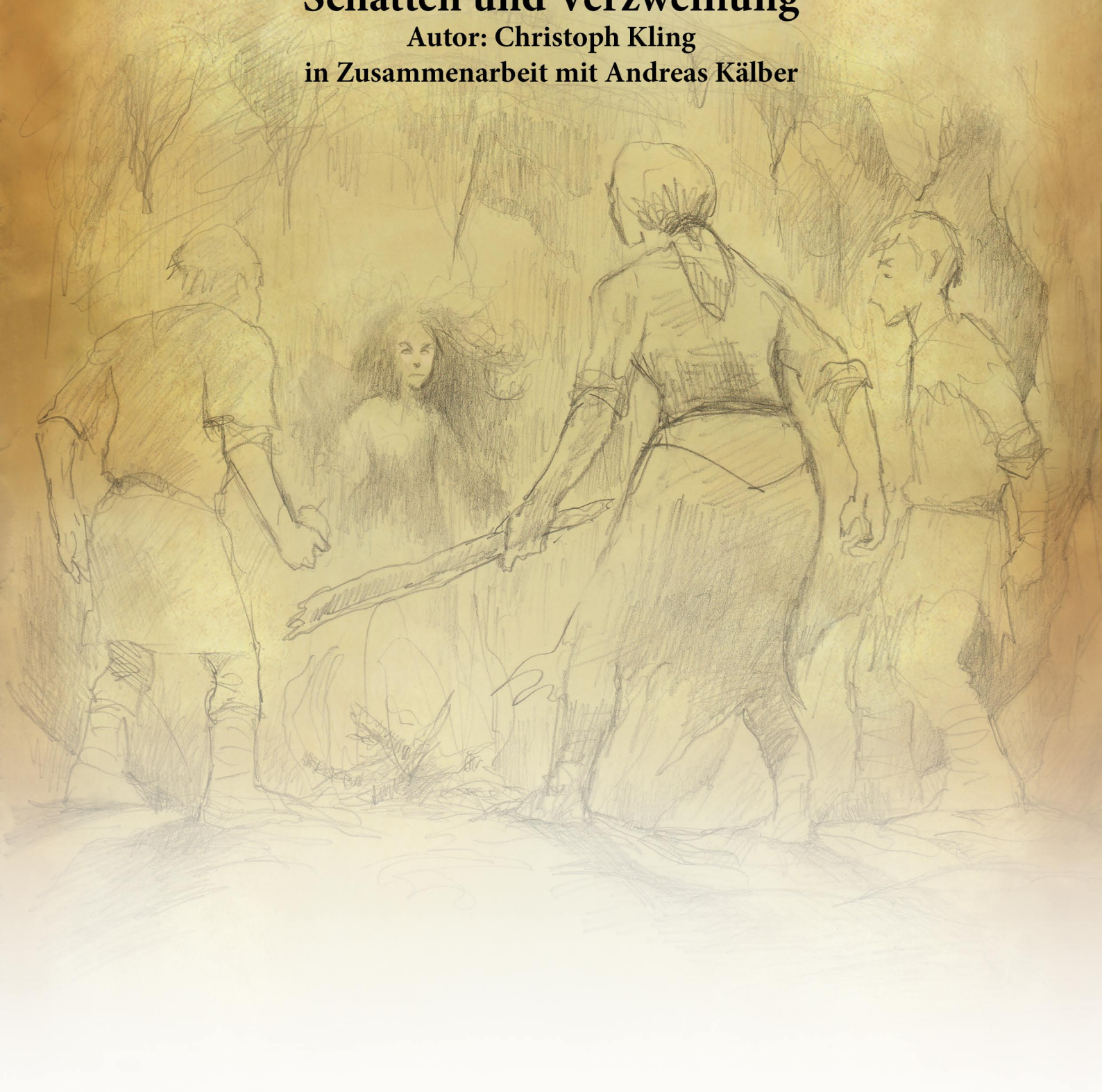


ANDOR

Schatten und Verzweiflung

Autor: Christoph Kling

in Zusammenarbeit mit Andreas Kälber



Unter dem schwarzen Himmel einer mondlosen Nacht vergangener Tage, in der keine Wolke am Himmel stand und dennoch kein Stern zu sehen war, erschauerten die Menschen ob der undurchdringlichen Finsternis, die das Land überspannte. Kein Fest ward gefeiert, kein Tier strich umher. Das Vieh war still und zog sich verängstigt in die Verschläge zurück. In diese Nacht wurde ein Kind geboren, dem das Licht der Welt so verwehrt blieb. Die frischgebackenen Eltern hatten Sorge, denn es war ein schlechtes Omen, in einer lichtleeren Nacht geboren zu werden. Sie hatten sich schon lange ein Kind gewünscht und nach Jahren trug ihr Hoffen nun endlich Früchte. Sie würden alles daran setzen, das Dunkle aus dem Leben ihrer Tochter fernzuhalten. In den Augen des neugeborenen Mädchens lag ein Leuchten, das die Dunkelheit zu überstrahlen schien. Wenngleich die Nacht noch immer finster war, vergaen die Eltern darüber bald ihr Unbehagen und gaben ihr den Namen Rosanna. Sie ließen ihrer Tochter all ihre Liebe zuteilwerden und waren überglücklich. Stolz verbreiteten sie die frohe Kunde über das Kind.

Rosanna wuchs zu einem wunderschönen jungen Mädchen heran. Stets hatte sie ein Lächeln auf den Lippen. Und auch die Leute begannen zu lächeln, sobald sie sie erblickten, und ihnen wurde warm ums Herz. Es schien, als strahle die Sonne direkt aus Rosannas Augen. Daher wurde sie von allen liebevoll „Sanna“ genannt.

*

Als Rosanna gerade sieben Jahre alt war, kam eine alte Frau in die Gegend, die durchs Land streifte und behauptete, das Schicksal eines jeden Menschen zu kennen, wenn sie diesem nur tief genug in die Augen schaue. Nicht viele hatten den Mut, sich den Blicken der Alten zu stellen, fürchteten sie doch allzu viel über ihr eigenes Schicksal zu erfahren. Doch Rosanna kannte die Furcht nicht, so unbedarft und froh war ihr Herz. Lächelnd trat sie der Alten entgegen und zum ersten Mal wurde ihr Lächeln nicht erwidert. Die alte Frau beugte sich zu Rosanna herunter und legte ihr sanft, doch mit ernstem Blick, eine Hand auf die Wange. Dann blickte sie ihr in die Augen und es war, als schaute sie durch diese hindurch direkt ins Innerste des unschuldigen Mädchens. Einen Augenblick der Ewigkeit verharrten sie beide so. Trübe und graue Augen fixierten die vor Lebensfreude strahlenden Augen Rosannas. Dann schlug die Alte langsam den Blick nieder und senkte den Kopf. „Mein Kind“, krachzte sie mit blecherner Stimme. „Du bist das reine Licht des Lebens. Und doch erkenne ich hinter all dem Leuchten einen Schatten, dunkler als die Nacht selbst. Unter einem mondlosen Nachthimmel wardst du geboren und kein Weltenlicht hat deine Geburt gesegnet. Die Dunkelheit selbst hat

dich verflucht. Doch dir wurde ein Geschenk zuteil. Das Licht der aufrichtigen Liebe deiner Eltern ersparte dir, der Dunkelheit anheimzufallen. Und dein reines Wesen überstrahlt die Finsternis. Doch sei gewarnt: Die Dunkelheit ist ein Teil von dir. Sie ist ein Fluch, den du nicht loszuwerden vermagst. Noch schlummert sie tief verborgen und unerkant. Doch einen Dämmerfunken braucht es nur, um den Schatten zu erwecken.“ Rosanna verstand nicht, was die Alte damit meinte. Und doch nahm sie zum ersten Mal in ihrem jungen Leben ein Gefühl wahr, welches von einer Kälte herrührte, die sie nicht kannte. Was hatte die Frau damit gemeint? Von was für einem Dämmerfunken hatte sie gesprochen?

*

Weitere Jahre vergingen. Rosannas Lächeln verzauberte noch immer die Leute und bald schon merkte sie, dass sie die Menschen um sie herum leicht um den Finger zu wickeln vermochte. Niemand konnte ihr einen Wunsch ausschlagen. Doch Rosanna hatte ein zu reines Herz, als dass sie dies ausgenutzt hätte.

Als Rosanna ihr siebzehntes Lebensjahr fast vollendet hatte, besuchte sie eines Herbstmorgens gemeinsam mit ihren Eltern den Markt, um die Vorräte aufzufrischen und sich auf die kalte Jahreszeit vorzubereiten. Ihr Vater war nicht mehr gut zu Fuß und darum ließ sie ihn mit ihrer Mutter in einer Schenke zurück und ging alleine über den Markt, um die Besorgungen zu erledigen. Die Händler an den Marktständen kannten und mochten sie und machten ihr stets gute Preise.

Sie war gerade in ein Gespräch mit einem Obsthändler vertieft, als dieser plötzlich wütend aufschrie: „He, du! Leg‘ das sofort zurück oder ich werd‘ dir Beine machen!“ Er hatte einen Dieb entdeckt, der gerade dabei gewesen war, ein paar rote Äpfel in seinem weiten, zerschlissenen Hemd zu verstauen. Sanna konnte sein Gesicht nicht erkennen, doch er musste ungefähr in ihrem Alter sein. Seine Kleidung zeugte von ärmlichen Verhältnissen. Der Händler warf sich über seinen Stand und versuchte, den Dieb zu packen, doch der hatte schneller reagiert und war davongelaufen. Nur ein roter Apfel, der ihm aus der Hand gerutscht war, rollte auf dem unebenen Boden aus. „Das war schon das dritte Mal diese Woche“, grummelte der Händler verärgert. „Diese Bengel werden immer dreister!“ Doch Sanna lächelte nur. „Hier“, sagte sie und reichte ihm ein paar Münzen. „Du verlangst ohnehin immer zu wenig von mir für dein Obst.“ Sannas Eltern gehörten selbst nicht zu den Wohlhabendsten. Doch es reichte aus, um ein wenig Mitgefühl mit den noch minder Bemittelten zeigen zu können, wie Sanna meinte. Der Ärger auf dem Gesicht des Händlers

war verfliegen. Zuerst wollte er Sannas Münzen nicht annehmen, doch dann bedankte er sich und versprach ihr als Gegenleistung die süßesten Feigen, wenn sie das nächste Mal zu ihm kommen sollte.

Als Sanna weiterging, hörte sie irgendwann erneut laute Stimmen. „Er ist da lang gelaufen!“, rief jemand und zwei Männer kamen angerannt. „Hast du ihn gesehen?“, fragte der eine außer Atem. „So ein dreckiger Dieb in Lumpen.“ Hinter einem Karren bemerkte Sanna eine Bewegung. Während der Mann versuchte, den Dieb noch genauer zu beschreiben, erkannte sie denselben Jungen, der zuvor die roten Äpfel gestohlen hatte, wie er sich hinter dem Karren kauern versteckte. Ihre Blicke trafen sich. Sanna erkannte einen leichten Bartflaum über seiner Lippe. Er konnte nicht viel älter sein als sie selbst. Grimmig starrte er sie an. Dann wandte Sanna sich wieder den Männern zu. „Tut mir leid“, sagte sie. „Ich habe niemand dergleichen gesehen.“ Ohne weiter nachzufragen drehten die beiden ab und setzten ihre Suche fort. Als Sanna wieder zu dem Karren blickte, war der Junge verschwunden.

Nachdem sie alle Besorgungen gemacht hatte und ihr Korb mit Vorräten gefüllt war, machte Sanna sich auf den Weg zurück zu der Schenke, wo sie ihre Eltern zurückgelassen hatte. Und da erwachte der Schatten.

Schon von weitem erkannte sie, dass etwas nicht stimmte. Eine Traube Menschen versperrte ihr zunächst die Sicht. Als sie näher trat hörte sie aufgeregte Stimmen. Und dann erblickte sie ihren Vater – auf dem Boden liegend und mit starrem Blick. Ihre Mutter kniete neben ihm und weinte. Sannas Herz barst in tausend Stücke. Doch keine Träne trat in ihr Gesicht. Ein Stück entfernt lag ein rot glänzender Apfel. Sie legte eine Hand auf die Schulter ihrer Mutter, die diese ergriff und schluchzte. Aus den Wortfetzen setzte Sanna sich den Hergang der Dinge zusammen: Scheinbar hatte ihr Vater einen zerlumpten Jungen dabei erwischt, als dieser gerade versuchte, ihm seinen Geldbeutel zu stehlen. Bei seinen Bemühungen, den Jungen zur Vernunft zu bringen, habe dieser sich losgerissen, ihn unsanft angerempelt und sei verärgert weitergerannt. Dann kam der Sturz. Die alten Beine ihres Vaters hatten ihn nicht auffangen können. Sein Kopf war zur selben Zeit auf einen spitzen Stein geschlagen, als ein Apfel aus des Jungen Taschen fiel.

Sanna stand ganz still – ohne Mimik, ohne Regung. Ihre Finger erschlafften und der Korb fiel zu Boden, wo er umstürzte und seinen Inhalt über den Boden ergoss. Der Dämmerfunken war entflammt und hatte etwas in ihr zerbrochen. Wie aus einem versiegelten Gefäß, das irgendwo tief in ihrem Inneren versteckt gewesen und nun zerborsten war, entströmte der Schatten. Die

Farben des Lichts ergrauten, die Sonne schien ohne Wärme. Da spürte Sanna, wie der Schatten sie zum Gehen aufforderte. Wie eine sanfte lockende Stimme flüsterte er ihr ein, was zu tun war. Ohne klaren Gedanken ignorierte sie das Schluchzen ihrer Mutter und schritt an ihr vorbei. Sie wusste, wohin sie gehen musste.

Sanna erreichte eine kleine Höhle ein Stück vom Dorf entfernt. Wie sie dorthin gelangt war, wusste sie nicht. Es spielte auch keine Rolle. Nun war sie da und der Schatten sagte ihr, dass sie hineingehen sollte. Langsam betrat sie die kühle Dunkelheit. An den Wänden flackerte das Rot einer Feuerstelle. Eine leise Jungenstimme drang an ihr Ohr: „Das ist alles? Die paar Äpfel?“

„Beklag‘ dich nicht!“, antwortete eine weitere Stimme. „Heute ging alles schief. Zuerst erwischt mich der Obsthändler, dann jagen mich auch noch die beiden Müllerssöhne. Dann versuche ich, einem alten und wehrlosen Mann seinen Münzbeutel zu stehlen, doch auch der erwischt mich, sodass ich fliehen muss.“

„Du bist doch sonst nicht so ein Tollpatsch.“ Dies war die Stimme einer Frau.

„Halt den Mund und iss deinen Apfel.“

„Na wenigstens schmeckt der. Aber satt werd‘ ich davon nicht.“

„Wer bist du denn?“ Damit war Sanna gemeint. Sie hatte gar nicht bemerkt, wie sie weiter ins Höhleninnere vorgedrungen war und die Stimmen langsam lauter geworden waren. Nun stand sie mitten in der kleinen Höhle. Drei Gestalten schreckten auf. Im Schein des Feuers erkannte sie zwei Jungen – darunter den Dieb vom Markt – und eine junge Frau, die die älteste der drei zu sein schien. „Wie hast du uns gefunden?“, fragte letztere, während sie sich mit einem Holzschwert bewaffnete. Langsam schritt Sanna weiter auf den Dieb – nein, den Mörder zu und verzog immer noch keine Mine. „Warum hast du das getan?“, fragte sie ihn monoton. „Was getan?“, erwiderte dieser irritiert.

„Ich habe dir geholfen, dich beschützt. Und du hast ihn getötet.“

„Beschützt? Getötet?“ Der Junge wich zurück. Sein Blick verhärtete sich. „Bist du mir vom Markt hierher gefolgt?“

„Bleib weg!“, rief die junge Frau, doch Sanna beachtete sie gar nicht. „Ich habe dir geholfen“, wiederholte sie. „Und du hast ihn getötet.“

Nun wurde der Junge zornig. „Niemand hat mir geholfen. Sonst wäre doch nicht alles schiefgegangen. Alle haben mich erwischt, der Obsthändler, die Müllersöhne und dann dieser alte Greis.“

Der Schatten schwoll schlagartig weiter an, als Sanna den Mörder so über ihren Vater sprechen hörte. Warum zeigte er keine Reue? Er musste doch wissen, was er angerichtet hatte! Sanna hatte für seinen Diebstahl bezahlt und auch sein Versteck nicht verraten. Doch das alles schien den Mörder nicht zu kümmern. Er hatte sie ihres Geldes, ihrer Integrität und dann auch noch ihres Vaters beraubt, ohne das geringste Zeichen von Reue. Sanna spürte, wie der Schatten nach Vergeltung lechzte. Er verlangte Rache.

„Ich warne dich ein letztes Mal“, sagte die junge Frau und hob das Holzscheid, bereit zuzuschlagen. Der zweite Junge hatte sich hinter sie gestellt und ebenfalls ein Stück Holz gepackt. Doch Sanna hatte nur Augen für den Mörder. Es verlangte sie nach Antworten. Wieso hatte er alles so weit kommen lassen? Warum bereute er nicht? Er musste doch Reue spüren! Der Schatten breitete sich weiter aus und übernahm die Kontrolle. „Du hast ihn getötet“, flüsterte er mit ihrer Zunge, derer er sich bemächtigt hatte. Es war nicht die süße und liebevolle Stimme Rosannas, vielmehr ein blasses und verzerrtes Abbild davon. Aus dem Augenwinkel sah Sanna, wie ein Holzscheid auf sie niederfuhr.

Dann ging alles ganz schnell. Ein kreischender Schrei drang aus ihrer Kehle und das Feuer erlosch von einem auf den anderen Moment. Der schrille Ton vermischte sich mit den Schreien der drei in der Höhle befindlichen Gestalten und hielt ein paar Augenblicke an. Dann war es still. Und es war dunkel. Und kalt. Und der Schatten war zufrieden.

Sanna teilte die Genugtuung der Rache und verharrte allein in der Dunkelheit. Da wurde ihr gewahr, dass der Schatten nicht nur *in* ihr, sondern schon immer ein Teil von ihr gewesen und nun erst erwacht war. Irgendwann, nach unbestimmter Zeit, war ihr, als schrecke sie aus einem tiefen Schlaf. Sie fühlte sich leer und ausgehöhlt. Langsam schritt sie davon und verließ die Höhle. Es dämmerte – oder schien die Sonne? Sie vermochte es nicht zu sagen. Jeder Schritt strengte sie an, so als müsse sie durch dicken Schlamm waten. So bahnte sie sich langsam ihren Weg zurück ins Dorf und als sie auf die Menschen traf, wurde sie nicht freundlich lächelnd begrüßt, wie sie es ihr bisheriges Leben lang erfahren hatte. Die Leute rissen die Augen auf und wichen vor ihr zurück. Es war der Schatten, der sich ihrer bemächtigt hatte und ihr aufs Gesicht geschrieben stand, der die Leute zurückschrecken ließ. Sie war ihnen fremd. Sie war sich selbst fremd. Und plötzlich stand sie vor der Hütte ihrer

Kindheit. Doch sie schien schon lange leer und verlassen zu sein. Wie lange war sie fort gewesen? Kein Rauch stieg aus dem kleinen Schornstein, keine Kerze brannte. Ihre Mutter war nicht hier. Sanna hatte sie zurückgelassen und nun war sie fort. Doch anstelle von Trauer spürte Sanna nur, wie der Schatten sich ihrer vollends bemächtigte und sich der Schmerz wie ein unstillbarer Hunger einbrannte. Da bemerkte sie die Blicke der Leute im Rücken. Wie sie sie angafften! Kein Lächeln spürte sie, nur verängstigte und gleichzeitig schmerzvoll stechende Blicke. Zorn ergriff sie. Der Schatten wollte seinen Rachehunger stillen. Langsam drehte sie sich um und ließ sie der Dunkelheit freien Lauf. Dunkle Schattenschwaden schossen hervor und griffen wild um sich. Wo sie auf einen Menschen trafen, packten sie ihn und saugten das Leben aus ihm heraus. Alles ging ganz schnell. Als der Hunger einigermaßen gestillt war, hielt der Schatten ein und beruhigte sich. Keine Menschenseele regte sich mehr. Sanna stand reglos da. Ihr Haar wehte dunkel im Wind. Dann schwoll der Schatten erneut an und umgab sie vollständig. Und eingehüllt in Dunkelheit schwebte sie davon – zurück in die Höhle und weiter unter die Tiefen der Berge.

*

Rosanna geriet in Vergessenheit. Die Sonne schien nicht mehr für sie. Farben und Wärme blieben ihr verwehrt. Über die Jahre verfiel ihr Körper und die Schatten verschlangen sie zunehmend. Bald lernte sie, den Fluch, der Zeit ihres Lebens ein Teil von ihr war, auf andere Seelen überspringen zu lassen, und sich derer so zu bemächtigen. Die innere Leere trieb sie dazu, immer weiter Seelen zu jagen und zu verschlingen. Sie akzeptierte den Schatten als Teil ihrer selbst und gab sich ihm hin. Und wie alles an ihr, verkümmerte auch ihr Name. Niemand erinnerte sich mehr an die strahlende Sanna. Bald fürchtete man über weite Landstriche Shan, die Schattenhexe. Rosanna und ihr liebliches Lächeln waren aus der Erinnerung getilgt.

*

Shan strich ohne Willen und ohne Ziel durch die Lande und blieb dabei stets unweit der Berge und der Höhlen darunter, in deren einsame Dunkelheit sie sich zurückziehen konnte, nachdem sie ihren Hunger nach Lebenskraft wieder einmal gestillt hatte. Zwar tilgte sie ihr Verlangen hier und da auch an einer verirrtten Bergziege oder einem vereinzelt Wargor, doch ihr Hunger war umso befriedigender gestillt, je menschenähnlicher die Seelen waren, die sie verschlang. Und auch dann hielt der Schatten nie lange aus.

Über die Jahre wurde sie immer mächtiger. Sie bezog unvorstellbare Kraft aus dem Schatten und je mehr Seelen sie verschlang, desto größer wurde diese. Der Fluch der Dunkelheit hatte sie voll und ganz vereinnahmt und griff immer mehr um sich. Shan verfolgte kein höheres Ziel. Sie war nicht viel mehr als der Instinkt der Finsternis. Doch hin und wieder verspürte sie eine seltsam vertraute Präsenz. Anfangs war es nur ein saches Pochen, welches zuweilen schwächer, manchmal stärker schlug. Mit der Zeit wurde das Gefühl jedoch stärker und auch konstanter. Shan spürte einen zweiten Schatten. Er war irgendwo in weiter Ferne, doch er war da. Dessen war sie gewiss. Zunehmend ergriff sie ungewohnte Neugierde.

*

Die Präsenz wurde immer deutlicher spürbar. Shan näherte sich der Quelle des zweiten Schattens langsam, doch stetig. Durch düstere Höhlen und Schächte wandelte sie, tief unter einem ihr unbekanntem Gebirge. Je lauter der Ruf des Schattens wurde, desto schneller trieb es Shan voran. Irgendwann glaubte sie, eine leise flüsternde Stimme zu hören. Doch es waren keine Worte, die diese von sich gab. Der andere Schatten musste ganz nah sein. Und dann leuchtete schwarz die strahlende Dunkelheit vor ihr auf. Sie hatte den Anderen gefunden. Er war wunderschön, wenngleich bei weitem nicht so vollkommen finster wie ihr eigener. Da erblickte sie die leeren Augen. Eine tiefe Trauer lag darin. Die beiden dunklen Schemen belauerten sich einen Augenblick. Es waren keine Worte nötig, etwas einte sie auf eine tiefgründige, verbindende Art und Weise. Shan war es, als kenne sie ihr Gegenüber, und doch war es ihr fremd. Ob ihr Verlangen von jahrzehntelanger Einsamkeit in Finsternis herrührte oder von der unbeschreiblichen, tiefen Verbundenheit, spielte keine Rolle. Ihr war, als hätte sie sich selbst gefunden. Noch immer vernahm sie unbestimmt und undeutlich das schwache Flüstern und als sie sich einen Moment darauf konzentrierte, war ihr, als formten sich Worte daraus – zunächst einzelne Silben, dann ganze Sätze und Fragen. Wie von selbst reagierte sie mit Antworten. Keiner der beiden sprach, doch teilten sie sich ihre Gedanken in der gemeinsamen Dunkelheit.

Lange Zeit verbrachten die beiden Schatten in schweigsamer Zweisamkeit und führten so ihr stilles Gespräch. Wie über ihr selbst lag auch über dem *Anderen* der Schatten eines Fluchs. Doch hatte sich dieser in ihm noch nicht zur Gänze ausgebreitet. Sehr viel jünger als der ihre war er. Und dazu kam, dass der *Andere* dagegen anzukämpfen suchte. Scheinbar wollte er sich seiner Düsternis nicht hingeben. Shan war es ein Rätsel, wieso er sich so sehr davor sträubte. Wusste er denn nicht, wie unfassbar mächtig er dadurch werden konnte? Doch etwas in ihm

schien ihn ans Licht zu ziehen und verwehrte ihm die volle Kraft der Finsternis. Er war mit Hoffnung infiziert.

Dennoch verspürte Shan eine eigenartige Zuneigung zu dem *Anderen*. Und mit der Zeit gelang es ihr, ihm beizubringen, wie er die Macht des Schattens einzusetzen vermochte, um den lebenden Wesen ihre Lebenskraft zu entziehen. Es dauerte nicht lange, bis er selbst wilden Kreaturen auflauerte, um diese seinem Schatten einzuverleiben und sich so ihrer Stärke zu bedienen. Zunächst begnügte er sich mit minderen Gors, doch es dauerte nicht lange, bis er sich der Kraft von Wardraks und Trollen bemächtigte. Shan war beeindruckt, denn der *Andere* lernte schnell, den Schatten zu kontrollieren. Und doch verlangte es ihn, seinen Fluch zu lösen. Dafür konnte Shan absolut kein Verständnis aufbringen. Außer dem Schatten des Fluchs und der Macht, die ihr durch ihn zuteil geworden war, gab es für sie nichts mehr. Der *Andere* bestand allerdings darauf, den Bann brechen zu wollen. Shan hatte sich nie damit beschäftigt, wie es möglich sein könnte, einen solchen Fluch aufzuheben. Sie war schließlich von der Finsternis selbst verflucht worden. Doch von dem *Anderen* hatte sie erfahren, dass es ein Mensch gewesen war, der im Zorn den Bann über ihn ausgesprochen hatte. Nicht nur irgendein Mensch, ein König war es gewesen. Schließlich konnte nicht jeder Mensch einen anderen mit einem derartigen Fluch belegen. Eine solche Willenskraft hatten nicht viele. Einem König allerdings konnte es möglich sein, diese aufzubringen. Für Shan gab es eine ganz einfache Lösung: „Töte den König! Dann löst sich der Fluch.“

„Dieser König ist bereits tot“, entgegnete der *Andere*. „Doch der Fluch hält weiter an.“

„Vermutlich hat er Nachkommen“, zischte Shan. „Seine Willenskraft lebt mit seinem Blut weiter. Töte seine Blutlinie.“

„Daran kann es nicht liegen. Sein Sohn ist nur ein weitaus geringerer König. Sein Willen reicht bei Weitem nicht an den seines Vaters heran.“

„Gibt es keinen weiteren Spross?“

„Es gibt nur den einen Erben. Und mir ist kein Bastard bekannt.“

„Es muss einen geben. Der Fluch lebt durch ihn weiter.“

„Dann ist dies ohnehin zwecklos. Denn finden werde ich ihn nie.“

Shan zögerte. Dann sagte sie langsam: „Ich verstehe zwar nicht dein Anliegen, dich von deinem Fluch befreien zu wollen. Doch biete ich dir dabei meine Hilfe an.“

„Was meinst du damit?“

„Ich bleibe in deiner Nähe. Ich spüre deine Dunkelheit und ich werde die Kraft erkennen, die sie aufrechterhält, wenn ich auch diese spüre. Dann werden wir es wissen.“

Shan hatte dieses Angebot nicht uneigennützig gemacht. Sie spekulierte darauf, durch den *Anderen* Zugang zu vielen unbedarften Seelen zu erhalten, darunter diejenige des Königssprosses, die so mächtig sein musste, dass Shans Schatten machthungrig aufflammte. Hinzu kam die Aussicht auf den finsternen Schatten des *Anderen* selbst. Denn auch wenn sie ihm dies verschwieg, gierte sie doch auch auf dessen dunkle Seele selbst. Wenn er sich schon nicht selbst dem Schatten hingeben wollte, so würde sie sich seiner bemächtigen. Sie würde dann untrennbar mit ihm verbunden sein. Wenn es ihnen tatsächlich gelingen sollte, den Fluch aufzulösen, so gedachte sie die dadurch entfesselte Dunkelheit in ihren eigenen Schatten übergehen zu lassen.

So hatte Shan ein stilles Abkommen mit dem *Anderen* vereinbart. Doch bevor sie sich auf die Jagd nach Seelen begeben konnte, spürte sie plötzlich eine weitere fremde Präsenz. Und auch auf dieser schien ein Fluch zu liegen. Shans Schatten verfinsterte und spannte sich, bereit zum Angriff, doch der *Andere* schien dies zu bemerken. „Nicht der Gehörnte!“, gebot er. „Er gehört zu mir.“ Widerstrebend hielt Shan ein. Und schon stand eine hochgewachsene Gestalt vor ihr. Gebogene Hörner ragten aus der Stirn des bärtigen Hünen. Misstrauisch beäugte dieser sie. „Auch auf dir lastet ein Fluch“, bemerkte Shan zischelnd. „Doch bist du weit entfernt von seiner Quelle.“

„Sieh an. Du hast eine Freundin gefunden“, grummelte der Gehörnte. „Und ich hatte geglaubt, Varatans untotes Abbild sei das finsterste, das ich je sehen würde.“ Die Seele des Gehörnten strahlte große Stärke aus. Shan konnte sich nur mit Mühe davon abhalten, sich diese einzuverleiben, doch der *Andere* hatte es verboten. Sie hielt sich lieber an ihr Abkommen und übte sie sich zum ersten Mal in Zurückhaltung.

Der Gehörnte war tatsächlich ebenfalls mit einem Fluch belastet, wie sie in Erfahrung brachte. Doch hatte er es scheinbar bewerkstelligt, diesem sehr weit zu entfliehen. Die Natur seines Fluchs war Shan unbekannt. Ein gewisser Meereskönig habe ein Abbild seiner selbst erschaffen, welches den Fluch aufrechterhielt und alle Wesen an einen Ort band, den der Gehörnte „Insel“ nannte. Immerhin hatte er im Gegensatz zu dem *Anderen* verstanden, dass es vor einem Fluch kein Entrinnen gab. Eines Tages wolle er sich seinem Schicksal ergeben, doch vorher müsse er noch irgendeine Pflanze ausfindig machen.

Nach langen Jahren der Einsamkeit war Shan nun also unverhofft Teil eines Trios geworden. Ein jeder von ihnen war mit einem Fluch belegt und doch waren sie überaus verschieden. Und ebenso unterschiedlich waren ihre Flüche. Shan begriff nicht, welche Rolle der Gehörnte für ihr Vorhaben spielen sollte. Doch es kümmerte sie nicht sonderlich. Sie verfolgte ihre eigenen Ziele. Sie strich durch die Lande auf der Jagd nach menschlichen Seelen. Dabei spürte sie allerdings keine annähernd ausreichend mächtige Willenskraft, welche die Quelle und damit auch möglicherweise das Ende des Fluchs des Anderen sein könnte. In den hiesigen Bergen traf sie neben Tieren und Kreaturen auch hin und wieder auf den einen oder anderen Zwerg. Diese waren ihr zwar etwas zu dickköpfig und zäh, doch war sie nicht sonderlich wählerisch, wenn der Schattenhunger wieder erwachte. Als sie eines Nachts durch einen ungewöhnlich warmen Gang tief im Inneren des Gebirges wandelte, traf sie auf ein merkwürdiges, seelenloses Wesen, das menschenunähnlicher nicht hätte sein können ...

Erfahrt mehr über Shan in:

